

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 42 (1938-1939)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Sicheres Quartier für Schiller  
**Autor:** Persich, Walter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-666392>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 02.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Auf der ersten Plattform halten wir an. Durch eine Drehtüre gelangen wir in eine Bar, wo sich etwa 20 Personen an rosenfarbenen Getränken erlaben, uns zieht es mächtig zur Terrasse hin. Welch Panorama! — Da liegt New York zu unsern Füßen ausgebreitet. Ein Wald klopfenhafter Wolkenkratzer, deren geometrische Formen sich bis zum äußersten Horizont erheben, — ein unendliches Häusermeer, über das der vom Atlantischen Meer hereinbrausende Wind seine Stimme erhebt. In der kristallinen Atmosphäre erscheint jedes Ding transparentklar.

Nördlich hinter dem Block des Rockefeller Zentrums sehen wir das grau-grün schimmernde Rechteck des Zentralparks und die glänzenden Wasser des Harlem River; weiter rechts die von einem hohen Viadukt überbrückten Inselchen Randalls und Wards. In der Ferne leuchtet wie eine Königskrone die Brücke von Hell Gate auf die hochstrebenden Pfeiler Long Islands. Südlich tauchen der East River, von kleinen Rauffahrtsschiffen durchschnitten, und das Viertel Brooklyn auf. Im Süden die Wolkenkratzer der Wall Street und die in der hereinbrechenden Dämmerung wie ein weißer Punkt leuchtende Freiheitsstatue. Endlich im Westen der Hudson River und jenseits die Hügel von New Jersey. Im Herzen der Riesenstadt New York die Insel Manhattan mit Hafendämmen und Sandbänken.

Der Abend sinkt rasch nieder; noch ein letztes glühendes Aufflammen hinter der Wolkenwand, die den äußersten Saum von New Jersey verdeckt. Die Plattform des „Empire State Building“ hat sich unterdessen mit Leuten ganz angefüllt, doch scheinen sich die wenigsten sehr um das wunderbare Schauspiel, das sich hier oben darbietet, zu bekümmern. Zwei alte Damen stehen begeistert vor einem Kanarienvogelkäfig, andere Besucher drängen sich zu einem Registrierapparat und lauschen voll Andacht der improvisierten kleinen Rede, die ihr Kamerad dem Mikrophon anvertraut. Hernach belagern sie einen Phonographen, um die Wiedergabe der auf einer Aluminiumscheibe aufgenommenen Rede zu genießen.

Der Speech eines Staatsmannes könnte kaum größeres Interesse erregen!

Eine Provinzlerfamilie hält alle Schreibtische besetzt, um ein ganzes Paket Ansichtskarten mit ihrer Unterschrift zu bekritzeln. Andere gehen auf die Andenkensjagd und lassen ihre erstandenen Schätze begeistert von Hand zu Hand gehen. Da sieht man: Zigarettenetuis, kristallene Aschenbecher, Federmesser, Kravattennadeln, Schachteln und Schächtelchen jeglicher Art, alle zum Zeichen höchsten Wertes mit der Aufschrift: „Empire State Building“ versehen.

Es berührt einem sonderbar, hier auf diesem hypermodernen Turm allen nur möglichen Typen und Rassen zu begegnen, wie wir sie in solcher Vermischung unten auf der Straße kaum finden. Nankees von Maine und Vermont, auf deren hartgemeißelten Gesichtern nie ein Lächeln erscheint, Farmer von Middle West, deutscher oder polnischer Abkunft, Pferdezüchter und Whiskybrenner aus Kentucky, Tabakpflanzer aus Virginia, Carolina und Arkansas, Schweinefleischhändler aus Kansas oder Ohio, Truthennenzüchter aus Texas usw. Provinzler, Bürgerliche, Adelige, alle Schichten der menschlichen Gesellschaft bekommt man hier in bunter Abwechslung zu sehen.

Auf die weißen Blätter eines dickbäuchigen Registers tragen die letzten Besucher ihre Unterschriften ein: Geschlechtsname, Vorname, Heimatort, Beruf. Eine Gruppe junger Mädchen lustwandelt unter fröhlichem Geplauder auf der weiten Plattform. Gesund und unverdorben schauen sie in die Welt, sie scheinen Modetorheiten und ehrgeiziges Divastreben nicht zu kennen. Viel eher wären sie bereit, die Mühen und Sorgen eines Farmers in Middle West zu teilen. —

Die Nacht ist hereingebrochen. Über dem grauen Asphalt der Straßen und Avenues flutet plötzlich ein Meer von Licht. Wir stehen gebannt. Unser Riesenturm streckt nach allen Seiten seine feurigen Arme aus. Das einzigartige, nächtliche Schauspiel nimmt aufs neue Herz und Sinne gefangen.

(Aus dem Italienischen von A. Angst.)

## Sicheres Quartier für Schiller.

Von Walter Persich.

„Meine Knochen haben mir im Vertrauen gesagt, daß sie nicht in Schwaben verfaulen wollen.“  
Friedrich Schiller.

Seit jener Nacht, in welcher Schiller, der Regimentsmedikus des Herzogs von Württemberg,

vermummt und unter falschem Namen das liebe Stuttgarter an der Seite seines Freundes Andreas Streicher verlassen hat, sind die letzten Farben des Herbstes vergilbt — vergilbt in der flachen und für der Schwaben Augen so trost-





Rosenlailal, ein wirkliches Skiparadies.

Phot. Max Wyser, Aäuiten (Aar)

losen Landschaft um Oggersheim. Von den Fenstern des dürftigen Gasthofes aus haben die Freunde oft und oft hinausgestarrt auf die von Bappeln umsäumten Landstraßen, ob nicht ein reitender Bote mit guter Nachricht aus Mannheim kommen wolle, ob der Geheime Rat Dalberg nicht endlich sich zur Aufführung des „Fiesco“ oder „Die Verschwörung zu Genua“ bekenne und einen Beutel Dukaten sende.

Nichts dergleichen ist geschehen. Während Schiller den Plan zur „Luise Millerin“ in wochenlanger Arbeit aufzeichnet, während er wieder am „Fiesco“ schreibt und den letzten Aufzug beendet, versinkt die Natur in die winterliche Erstarrung. Nur Streichers Klavierspiel kann gelegentlich den Glauben an ein neues Werden und Erwachen wieder in des Dichters Seele zaubern — aber nur für kurze, schnell dahinhuschende Stunden. Dann tost der Sturm um Dach und Schornstein der Herberge, und immer brummiger setzt der Wirt das karge Mahl auf den Tisch.

Der Mann scheint längst nicht mehr seine Gäste für zahlungsfähig zu halten und murt immer wieder, wenn er eine Mahlzeit und ein Getränk auf der Tafel als unbezahlt ankreiden muß.

Der langaufgeschossene, ewig schreibende und sinnende „Dr. Schmidt“ — wie Schiller sich hier nennen muß — mit den fahrigten Bewegungen, dem wie von Feuer durchglühten Blick, und sein Freund mögen dem Gastwirte bald schon nicht mehr als geheuer erschienen sein, nachdem er sie aufgenommen. Welcher Reisende von Distinktion wird sich in dem armseligen Oggersheim vor der Welt vergraben? mag er sich fragen. Nein, nein, es stimmt mit diesen Brüdern etwas nicht.

Das Schicksal, das der Feuerkopf zu meistern gedachte, als er mit großen Hoffnungen aus der Residenz des Herzogs flüchtete, es will nicht voranschreiten. Die Freunde aus Mannheim senden keine Kunde, der Herbst hat das letzte Laub in den feuchten Regenschmutz gezerzt und hinter den fernen Bergen lauert schon der Winter. Schiller



erträgt dieses Zuwarten nicht länger. Gegen den Rat des Freundes verläßt er mit diesem am Nachmittag des 16. Novembers Oggersheim. Regenschauer, begleitet von tückischen Winden, beugen das Geäst der Pappeln nach Nord, bis die Stämme keuchen und seufzen.

Es ist, als sähe Schiller dies alles nicht, als glühe seine Seele gegen die durch seine dürftige Jacke zuckende Kälte an, während er mit langausholenden Schritten, denen Streicher kaum zu folgen vermag, in Richtung Mannheim dahinmarschirt, eins zwei, eins zwei, als gehe er den früher so oft geübten Soldatenschritt der Carlschüler.

Am Abend entzündet Mannheim schon seine heimeligen Lichter, als sie in der Stadt anlangen. Die Unrast treibt Schiller, zuerst beim Theater den letzten, um Auskunft über das, was er im Hinblick auf den „Fiesco“ erwarten könne, flehenden Brief für den Geheimrat abzugeben. Hernach geht er etwas gemächlicher nach der Wohnung des Ehepaars Meyer. Dort erhofft er, einen Abend im Geplauder mit lieben Menschen zuzubringen — und ein wenig ist auch sein Gedanke auf den zu erwartenden schmachhaften Imbiß gerichtet, der die trostlose Gasthauskost der letzten Wochen genußvoll krönen soll.

Andreas Streicher, da Schiller unterwegs zu plaudern beginnt und bereits für den nächsten Tag einer Antwort Dalbergs gewiß ist — einer guten Antwort, wie er hinzufügt, denn sein heutiges Schreiben werde dem Allgewaltigen des Theaters klarmachen, wie man an seinem größten Dichter gesündigt habe — Streicher fühlt sich eigentümlich angstvoll-bekommen. Auf ihm lastet ein dumpfer Druck. Die schnell gläubige Hoffnungslosigkeit Schillers will ihn nicht mitreißen, und er schämt sich dessen ein wenig. Er schilt sich selbst in seinem Inneren kleingläubig, denn — so sagt er sich — mag Schiller sich für den Augenblick irren, eines Tages wird man doch in Ehrfurcht sich vor seinem Genius neigen. Hat er, Streicher, nicht in diesen Wochen, wortlos und der Zukunft vertrauend, das Opfer seiner Barschaft gebracht, die eigentlich bestimmt war, ihm zur Vollendung seiner Ausbildung als Musikus in Hamburg zu verhelfen?

Die beiden Freunde betreten das Wohnhaus, in welchem der Regisseur Meyer und dessen Gattin eine Wohnung innehaben. Sonderbar müde klingt die Glocke, als sie den Griff ziehen — und

dann geht die Türe auf. Frau Meyer selbst öffnet ihnen.

„Um des Herrgotts willen!“ ruft sie aus und schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen. „Der Herr Regimentsmedikus und — pst!“ ermahnt sie sich selbst, in Erinnerung der Gefahr, die Schillern droht, und zieht die beiden Wanderer schnell in den dunklen Korridor, indem sie die Türe eilig zuschlägt.

Schiller drückt ihr die Hand.

„Was ist Ihnen, liebe Freundin? Mein Erscheinen hat Sie ganz verwirrt?“

„Sie sind in Mannheim? Das ist schlimm, fürwahr — doch treten Sie ein!“

Frau Meyer öffnet die Tür zum Wohnzimmer, wo Meyer am Pult sitzt und in einem Rollenheft studiert, während Madame Curioni, die Freundin der Hausfrau, mit einer Stickerei am runden Tisch beschäftigt ist.

Auch der Regisseur springt auf wie ein Mensch, dem Geister erscheinen, als er der beiden Freunde ansichtig wird.

„Schiller, Schiller!“ sagt er, bekümmert Schiller und Streicher umarmend. „Da seid ihr also, ihr tollkühnen Landstreicher! Ja, jetzt ist gut Rat teuer. Doch zuvor — Madame Curioni kennen Sie wohl bereits? Wir dürfen doch in Ihrer Gegenwart ungehindert sprechen?“

Die noch immerhin schöne Dame lächelt.

Der Dichter beugt sich über ihre feine Hand, und Streicher vollführt eine achtungsvolle Verbeugung.

„Ich kenne doch die ganze abenteuerliche Geschichte dieses jungen Mannes und bin bisher nicht seine Verräterin geworden, also —“

„Madame!“ erwidert Schiller. „Wie sollten so herrliche Augen Falschheit bergen? Vielmehr dünkt es mich wahrscheinlich, daß hinter dieser edlen Stirn eine Weisheit zuhause ist, die uns in unserer mißlichen Lage guten Rat angedeihen lassen kann.“

„Erwarten Sie niemals zubielt von einer Frau!“ Madame lächelt mit der Anmut eines jungen Mädchens. „Jedoch, wir wollen uns nicht in einer Debatte verlieren. Meyer muß Ihnen zuvor berichten, was geschehen — und dann heißt es nachdenken!“

In aller Eile bereitet Frau Meyer einen Tee. Die Freunde setzen sich, Meyer rückt an den Tisch und gibt einen Bericht über die augenblickliche strategische Lage, in der sich der private Feldzug



Schillers zur Erringung seiner persönlichen Freiheit befindet.

„Vor knapp einer Stunde,“ erklärt Meyer, fiebernd vor innerer Erregung, mit hastigen Worten, „erkundigte sich an unserer Wohnungstür ein württembergischer Offizier angelegentlich nach Ihrem derzeitigen Aufenthaltsorte, Schiller. Einer meiner entfernten Bekannten, mit dem er im Kaffeehause zusammentraf, hatte ihn an mich verwiesen. Ich weiß, wo Sie stecken, hatte man ihm gesagt. Es war ein im Ganzen nicht unebener Mensch, dieser Leutnant — trotzdem war ich bemüht, ihn mit kurzen Worten und der Versicherung abzusperrn, ich hätte seit Monaten keine Nachricht von Ihnen. Meines Wissens seien Sie auf der Reise nach Wien befindlich. Fragen nach seiner Mission wagte ich nicht zu stellen, um nicht Verdacht zu erregen. Zögernd trollte er sich, mit einer — wie mir schien ironischen — Versicherung, er bedaure außerordentlich, Sie nicht angetroffen zu haben.“

„Parbleu!“ Schiller stößt einige Flüche aus. „Ich sitze also fest — der Herzog hezt seine Spürhunde auf meine Fährte! Ha, dieser Tyrann, dieser Menschenhinder, der glaubt, in die enge Uniformjacke seiner sogenannten Wohltaten auch die freiesten Geister Deutschlands einzwängen zu können! Die Geschichte wird ihm quittieren, was er der Dichtkunst auf ewig schuldig geblieben ist —“

Befänftigend legt Streicher dem Aufgebrachten die Hand auf die Schulter.

„Bester — mir scheint, das dürfen wir der Muse Klio getrost überlassen. Zunächst wäre es angebrachter, über unsere Situation nachzudenken. Wir müssen noch heute Mannheim verlassen!“

Meyer wiegt bedenklich den Kopf.

„Und wenn die Badischen schon Befehl haben, euch anzuhalten? Gar zu inhaftieren und auszuliefern?“

Ehe Schiller erwidern kann, schellt die Haustürglocke heftig.

Frau Meyer, die eben den Tee abgesetzt, erstarrt zur Bildsäule. Mit angstgeweiteten Augen blickt sie nach der Tür, als erwarte sie, in der nächsten Sekunde die Häfcher eintreten zu sehen. Ihr Gatte ist so heftig aufgesprungen, daß der Stuhl polternd umstürzt. Nur Madame Curioni zieht unbeirrt weiter die Fäden durch den Stickerahmen. Abermals wird an der Glocke gerissen.

„Ihr müßt fort!“ flüstert Meyer. Hilflos reißt

er das Fenster auf. „Unmöglich — kein Weg zur Flucht.“

„Die Kammer!“ hat Frau Meyer einen rettenden Gedanken. „Wenn die Polizisten nicht ins Schlafzimmer eindringen, werden sie die Tapentüre nicht sehen!“

Entschlossen ergreift sie die beiden jungen Männer an der Hand, ruft ihrem Manne „Öffne du!“ zu und betritt das Schlafgemach, an dessen Ende sich hinter einer dünnen Wand ein ganz enges kleines und fensterloses Gemach befindet. Darinnen herrscht eine fast erstickende Moderluft, aber was bedeutet diese kleine Unbequemlichkeit gegen den Arrest!

Mit angehaltenem Atem lauschen die Freunde. Ja, es wird laut gesprochen — jedoch anders, als man fürchten mußte. Dfflands getragene Stimme wird vernehmlich.

„Habt ihr Schillern gesehen?“ fragt er. „Der verrückte Bursche hat im Theater einen Brief abgegeben, und alles ist in heller Aufregung, weil im Büro des Herrn von Dalberg ein Württembergischer heute Nachfrage nach dem Brausekopf hielt, nein? So gnade ihm Gott, wenn er sich noch in Mannheim umhertreibt. Ich bin dessen gewiß, er soll verhaftet und über die Grenze zu Füßen seines zürnenden Landesherrn geschleppt werden, denn ich höre, der Offizier ist überall umhergelaufen, bei allen erdenklichen Leuten gewesen, um Schiller auszukundschaften. Nein, habe keine Zeit — Gott befohlen! Und warnt den Jüngling, so er noch auftaucht. Es geht um Kopf und Kragen!“

Nach einer Viertelstunde angstvollen Ausharrens, Dffland ist inzwischen gegangen, werden die beiden aus ihrem Verließ herausgeholt. Das Ehepaar Meyer ist der Verzweiflung nahe.

„Jede Minute kann dieser Offizier wieder erscheinen — und ich fürchte,“ sagt der Regisseur, „er wird diesmal nicht allein kommen, sondern einen Verhaftsbefehl und einen Schergen Mannheimer Herkunft mit sich führen. Wenn ich nur wüßte —“

Madame Curioni hat ihren Stickerahmen zusammengeräumt und erhebt sich. Sie winkt dem Schauspieler zu.

„Fassen Sie sich! Ich werde mich dieser Knaben annehmen — ja,“ sie lacht Schiller an, „ihr Dreiundzwanzigjährigen seid in Wahrheit ja nichts anderes als Knaben, ungebärdig und wild, und es fehlt nur die Lenkung auf jenen Weg, den ihr so verzweifelt sucht! Herr Doktor, und auch



Sie, Streicher, begleiten Sie mich zum Palais des Prinzen von Baden. Ich bin die Aufseherin des Schlosses, es steht, wie Sie wissen, leer. Niemals wird ein Polizeiagent Sie dort vermuten!"

Fast umarmt Schiller die einstige Schauspielerin, so heiß wallt die Dankbarkeit in ihm auf.

In Streichers Augen treten Tränen.

„Gerettet!“ jubelt er. „Gerettet, Freund —“

„Ruhe!“ unterbricht Frau Curioni. „Beschreien Sie's nicht, junger Herr! Meine Macht beginnt erst an der Grenze des Palais. Bis dorthin ist doch ein Weg zurückzulegen, auf dem Ihnen mancherlei Gefahren drohen. Also hurtig!“

Die drei verabschieden sich von Meyers, die versprechen, am folgenden Tage überall zu lauschen, ob der Offizier noch in Mannheim und was seines Amtes sei. Dann trippelt in der Mitte der jungen Männer, die ihre Hüte tief ins Gesicht gezogen haben, die Dame einher, und bald ist der schützende Park erreicht, mit seinen dunklen Allees, in denen kein Badischer oder Württembergischer mehr den Arm der rächenden Nemesis nach den Jünglingen ausstrecken kann.

„Dr. Ritter“, wie Schiller an diesem Abend wieder heißt, und sein Begleiter, „reisend in diplomatischen Geschäften“, erhalten ein behagliches Kabinett angewiesen. In aller Eile muß die Dienerschaft für „die Gäste seiner Hoheit“, die wegen eines Radbruches der Extrapost — so schildert es Madame Curioni ihren Untergebenen — unerwartet Aufenthalt nehmen mußten, einen Umbiß bereiten und auch eine Flasche Wein bringen.

Es sind fürstliche Brunkgemächer, in denen die Flüchtlinge zum ersten Male in ihrem Leben wohnen — und speisen. Speisen, wie sie seit Monaten sich nicht gütlich getan! Es gibt feinen Aufschnitt, der zart auf der Zunge zerschmilzt, etwas kaltes Huhn, knusperiges Brot, und dazu der Wein, der Wein!

Madame Curioni, sie muß, obgleich ihre Stellung sie vor Nachrede schützt, auf ihren Ruf bedacht sein, hat sich zurückgezogen. Die Kerzen flammen. Die seidenen Vorhänge sind dicht vor die Fenster gezogen, und Schiller und Streicher tafeln, wie zu Gaste bei Lukull.

Mehr als am Rebensaft berauschen sie sich an himmelstürmenden Reden. Das Ewige und das Kleine streiten darin um den Vorrang, bis Schiller, den Römer in der Hand, neugierig den Ker-

zenleuchter an einige der an den Wänden hängenden Kupfer hält.

„Sie, Freund, es sind Lebruns Stiche der zwölf Schlachten Alexanders! Das war ein Fürst von hohem Sinne! Jeder, der unter seinem Befehle stand, mußte in der Willkür die Sendung spüren, mußte sich unterordnen, einem Stolz, der nur von den Göttern Befehle empfangen konnte, um der Welt den Fuß auf den Nacken zu setzen!“

Sie begeistern sich an Auslegungen der alten Geschichte, bis Streicher schläfrig zu gähnen beginnt. Fürsorglich geleitet der Freund ihn ins Nebengemach, wo Streicher sich auf einem Kanapee ausstreckt und sogleich, benebelt von dem ungewohnten Getränk, in Schlummer sinkt. Auf Zehenspitzen schleicht Schiller zurück. Er trägt den Leuchter an den Rokoschreibtisch, zieht ein Blatt aus der Tasche, überfliegt es wohl hundertmal, versinkt in Grübeln — es mögen Stunden vergehen, Ewigkeiten oder Augenblicke. Er weiß es nicht. Plötzlich schrickt er auf, greift nach der Feder und läßt sie über das Papier gleiten, murmelnd, in verzückte Ausrufe ausbrechend, laut deklamierend.

Das Morgendämmer liegt schon vor den verhüllten Fenstern. Hierher dringt es nicht. Die Kerzen sind halb niedergebrannt. Von einem der lauten Ausbrüche Schillers geweckt, erscheint Streicher mit zerzaustem Haar an der Durchgangstür.

„Du schläfst nicht?“

Wie aus weiten Fernen heimkehrend, wendet Schillers Blick sich ihm zu. Seine Stirn ist zerissen von tausend grüblerischen Falten und Einbuchtungen. Stoßhaft geht sein Atem wie der eines Kämpfers, der mit einem stolzen Gegner gerungen.

„Schlafen?“ fragt er, sich mühsam auf Zeit und Gegenwart besinnend. „Wie könnt' ich schlafen, Andreas, eh' das Schicksal des deutschen Dramas entschieden? Sieh, es ist mir anvertraut. Jetzt weiß ich es, jetzt weiß ich auch, daß mich Qualen peitschen werden, bis ich mir selbst die Vollendung der großen Träume der Menschheit abgerungen. Ach, welch ein Stückwerk ist der „Fiesco“, welch Gestammel ist die „Luise Millerin!“

Entsetzt, für Schillers Verstand fürchtend, starrt der Musiker den Dichter an.

„Das sagst du?“

„Ich sag's!“ wiederholt Schiller. „Blicke dich um! Wir, die Ärmsten der Armen, werden von





Im Glanz der Winter Sonne.

Phot. Max Wbser, Adülten (Aarg.)

Frau Curioni auf das höfische Parkett geführt, werden bewirtet, wie Fürsten und Könige — aber wer ist denn Frau Curioni? Wer hieß sie, uns zu retten? Sie ist ein Werkzeug in der Hand der Schicksalsgöttin, und mein Herzog, der Bedauernswerte, weiß es nicht einmal, wie ich es weiß, der ich ihm so unendlich überlegen bin! — ist nichts anderes! Ich mußte ihn erleiden, diesen unheimlichen Druck der Seele, um es aussprechen zu können, was der Mensch im ewigen Konflikt gestalten muß. Erinnerst du dich meines Ge-

dankens, das Schicksal des Don Carlos zu studieren?"

Streicher setzt sich.

„Ja. Es waren jedoch nur Andeutungen im Rousseau, und andere Bücher fehlten dir.“

„Ich werde sie finden. Was mir fehlte, das war die höfische Umwelt, die Glattheit und Schönheit einer durch Macht gewachsenen, alten und bedrohten Kultur. Hier — schau um dich! — hier lebt sie, mögen draußen die Kämpfe der kleinen Menschen in den Städten und Dörfern toben,



mag der Schweiß des Bauern rinnen, hier ist es alles so klar, so fein, so zärtlich —“

„Und“, murmelt Streicher, „ich begreife nicht, Freund...“

„Höre!“ sagt Schiller, wendet sich, die beschriebenen Blätter in der Hand, ihm zu. „Denke dir den Herzog in der großen Tracht der spanischen Könige. Denke dir einen in den Konventionen gezähmten Feuergeist von Sohn, der die eigene Stiefmutter liebt — denke dir einen Freund, der diesen Sohn über alles liebt und nun einmal, ein einzigesmal allein, dem Könige gegenübersteht. Denke dir meinetwegen, ich sei es, an dessen Seite der Degen des Marquis Posa elegant und gefahrvoll schimmert. So wird er sprechen:

Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit  
Und säen Tod? Ein so erzwung'nes Werk  
Wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.  
Dem Undank haben Sie gebaut — umsonst  
Den harten Kampf mit der Natur gerungen,  
Umsonst ein großes, königliches Leben  
Zerstörenden Entwürfen hingeopfert.  
Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten.  
Des langen Schlummers Bande wird er brechen  
Und wieder fordern sein geheiligt Recht.  
Ja, ja — ich wiederhol' es. Geben Sie,  
Was Sie uns nahmen, wieder! Lassen Sie,  
Großmütig wie der Starke, Menschenglück  
Aus Ihrem Füllhorn strömen — Geister reifen  
In Ihrem Weltgebäude. Geben Sie,  
Was Sie uns nahmen, wieder! Werden Sie  
Von Millionen Königen ein König.  
O, könnte die Beredsamkeit von allen  
Den Tausenden, die dieser großen Stunde  
Teilhastig sind, auf meinen Lippen schweben,  
Den Strahl, den ich in diesen Augen merke,  
Zur Flamme sich erheben! — Geben Sie  
Die unnatürliche Vergött' rung auf,  
Die uns vernichtet. Werden Sie uns Muster  
Des Ewigen und Wahren. Niemals — niemals  
Besäß ein Sterblicher so viel, so göttlich  
Es zu gebrauchen. Alle Könige  
Europens huldigen dem spanischen Namen.  
Sehn Sie Europens Königen voran.  
Ein Federzug von dieser Hand, und neu  
Erchaffen wird die Erde. Geben Sie  
Gedankenfreiheit!“

Es ist ein mitreißender Vortrag, der selbst in der schwäbelnden Aussprache Schillers von heiliger Glut angefeuert wird. Jetzt versagt dem

Dichter die Stimme. Er preßt die Hände gegen die schmerzenden Schläfen. Es zuckt darin. Streicher weiß sich nicht anders zu helfen — sein Herz fühlt ein einziges großes Bekenntnis zu jenem Jüngling, an den er sein Schicksal in diesen Monaten gebunden hat. Hier findet sein Opfer die große Bestätigung.

Zaghast legt er die Hände auf Schillers schmal abfallende Schultern und drückt den Hauch eines Kusses auf dessen müde Stirn.

Wortlos nimmt er ihn dann bei der Hand. Er führt den Folgsamen hinüber in das Kabinett, bettet ihn auf dem Kanapee, streicht ihm sacht über die Augen.

„Du mußt ruhen, Fritz!“ sagt er eindringlich. „Du hast dein größtes Wort geschrieben, und jetzt mußt du schlafen, um dich selbst wiederzufinden. Nicht alle Kraft darfst du verströmen in dein Werk. Wie solltest du es sonst vollenden?“

Schiller hört die Worte nicht mehr. Regelmäßig hebt und senkt sich seine Brust. Er schläft, und seinem immer ruhiger werdenden Gesicht ist anzusehen, daß er sich eine große Last vom Herzen geschrieben hat.

Einige Stunden später kehrt Streicher von einem Gang in die Stadt wieder zurück ins Palais. Er ist bei Meyer gewesen und hat einige andere Freunde aufgesucht und endlich erfahren, daß jener Offizier noch gestern abgereist ist. Kurz zuvor habe er sich als einstiger Carlschüler zu erkennen gegeben, der dem Manne, der die „Räuber“ geschrieben, deren Aufführung er in Mannheim angesehen, die Hand habe drücken wollen — dem alten Kameraden als geistiger Weggenosse.

„Es war also Schicksal!“ murmelt Streicher gedankenvoll, den noch immer Schlafenden, der neue Kräfte sammelt, mit innigem Ausdruck betrachtend. „Wir alle sind nur Werkzeug, auch jener Herzog, den Fritz glaubte, so hassen zu müssen. Er aber, Fritz, ist ein Werkzeug in der Hand der Götter, die ihre Runen in die Herzen der Völker meißeln. Und eines Tages wird man sehen, daß ein Fürst, der ihn zur Flucht gezwungen, sein Diener war!“